



FRANCESC MIRALLES • ÀLEX ROVIRA

Der Sternenfänger

ROMAN



LESEPROBE

List

Inhalt

1. Der Junge mit der Schere	11
2. Michel	15
3. Mondlicht	19
4. Herminia	23
5. Die Jungvermählten	29
6. Die vollkommene Liebe	33
7. Alles soll bleiben, wie es war	39
8. Der kleine Meister	47
9. Der Duft einer Rose	53
10. Die Geschichte des Soldaten	57
11. Die Dame und die Streuner	63
12. Ein Brief aus Indochina	69
13. Noch ein Tag	75

14. Die Bücherkur	79
15. Liebe in Flammen	85
16. Die Sterne und das Herz	91
17. Der zehnte Stern	95
<i>Epilog</i>	101
<i>Die zehn Geheimnisse der Liebe</i>	107
<i>Hier endet diese Geschichte und beginnt wieder von vorn</i>	111
<i>Nachwort von Àlex Rovira</i>	113

Der Junge mit der Schere

1946 sollte ein großes Jahr werden. Doch der Winter weigerte sich hartnäckig zu gehen. Es war schon Mitte März, und immer noch lagen die Straßen von Selonsville unter Schnee. Die Menschen, die Krieg, Arbeitslosigkeit und Armut überlebt hatten, zitterten vor Kälte und sehnten einen Frühling herbei, der einfach nicht kommen wollte. Es war, als misstraute die Jahreszeit der Hoffnung dem französischen Städtchen, in dem seit fünf Jahren nur das Leid seine Blüten trieb.

Am Fuß der eisigen Alpen hasteten Frauen, Alte und Invalide durch die Straßen auf der Suche nach etwas Nahrhaftem, um sich die Knochen zu wärmen. Nur die Kinder schienen unbekümmert und lieferten sich jeden Tag nach der Schule wilde Schneeballschlachten.

Viel mehr gab es nicht zu tun für die Bewohner von Selonsville. Wenn sie nicht gerade damit be-

schäftigt waren, Nahrung und Kohle für ihre Öfen zu beschaffen, unterhielten sie sich über das, was sie im Zweiten Weltkrieg verloren hatten, über die jungen Männer, die die Stadt verlassen hatten, um sich der Résistance anzuschließen, und nie zurückgekehrt waren. Einige hatten auf dem Schlachtfeld den Tod gefunden, andere waren in Konzentrationslager verschleppt worden, und man hatte nie wieder von ihnen gehört. Und schließlich gab es noch all jene, die einfach verschwunden waren. Nachdem sie Eltern, Frauen und Kinder verlassen hatten, waren sie einem ungewissen Schicksal entgegengezogen, und ihre Spur hatte sich im Nebel des Krieges verloren.

In den Häusern standen ihre Fotos an einem Ehrenplatz, und die Familien betrachteten sie voller Sorge und träumten von einer wundersamen Wiederkehr. Manche Frauen zündeten allabendlich eine Kerze vor dem Bildnis des Verschollenen an, als wollten sie ihm zwischen den Trümmern der Katastrophe hindurch den Heimweg leuchten.

So verlief das Leben in der kleinen Stadt, in der von nichts als dem Krieg geredet wurde. Bis eines Tages eine merkwürdige Nachricht im Lokalteil der Zeitung neuen Gesprächsstoff bot. Seit einer Weile trieb jemand in Selonsville sein Unwesen, indem er den ohnehin schon geplagten Einwohnern die Kleider zerschnitt.

Das erste Opfer war ein Postbeamter, der mit

einem deutlich sichtbaren Loch im Mantel nach Hause kam. Jemand hatte ihm einen etwa handgroßen vierzackigen Stern hinten aus dem Wollstoff geschnitten. Wie hatte das bloß passieren können, ohne dass er es gemerkt hatte? Und wozu brauchte jemand einen Stofffetzen von so ungewöhnlicher Form?

Das zweite Opfer war ein pensionierter Buchhalter, der in seinem allerbesten Pullover ein sternförmiges Loch entdeckte, genau wie beim Postbeamten. Damit war der Pullover ruiniert.

Eine rätselhafte Geschichte.

Die Vorfälle beschränkten sich indes nicht auf die beiden Männer. Aus irgendeinem Grund hatte eine unsichtbare Hand es auf die gesamte Bevölkerung von Selonsville abgesehen, wo die Menschen nun um ihre wenigen warmen Kleidungsstücke bangten. Täglich wurde ein neuer Fall bekannt, und mit der Unruhe wuchs auch der allgemeine Ärger.

Man rätselte, wer der Urheber dieser frechen Streiche sein mochte. Einige behaupteten, sie hätten den Bösewicht gesehen. Sie beschrieben ihn als einen etwa neunjährigen Jungen in einem grauen, abgetragenen, bis zu den Füßen reichenden Mantel – vermutlich von einem älteren Familienmitglied geerbt – und mit einer Schere in der Hand.

Doch niemand wusste, wer er war, obwohl sich inzwischen halb Selonsville auf die Suche nach dem

»Jungen mit der Schere« gemacht hatte, um ihn gebührend zu bestrafen.

In Wahrheit besaßen die Stoffsterne eine ganz besondere Bedeutung. Sie bildeten das Firmament, das die Nacht eines sehr traurigen Menschen erhellte. Dieser Mensch hatte die Augen vor dem Leben verschlossen und weigerte sich, sie wieder zu öffnen.

Alles hatte eine Woche zuvor begonnen, am kältesten Morgen jenes endlosen Winters ...

Michel

Das städtische Waisenhaus von Selonsville bestand aus zwei L-förmigen Gebäuden einer ehemaligen Militärkaserne. Jeden Morgen liefen um die fünfzig Kinder unter der strengen Aufsicht von Monsieur Lafitte in den trostlosen Garten hinaus, in dem das gefrorene Unkraut schwarz aus der Erde stach.

Von der Außenwelt durch einen hohen Zaun getrennt, unterschied sich dieser Ort nicht allzu sehr von den Lagern, in denen die Eltern vieler Waisenkinder ihr Leben gelassen hatten.

Insgeheim hegten all diese Kinder die Hoffnung, eine Familie zu finden, die sie adoptieren würde, ein richtiges Zuhause fern der mürrischen Nonnen, die ihnen Tag für Tag das gleiche fade Essen vorsetzten und in den Schlafsälen streng darüber wachten, dass auch keines von ihnen nach neun Uhr einen Mucks von sich gab.

Alle außer Michel.

Niemand, nicht einmal Monsieur Lafitte, verstand, warum dieser Junge so glücklich war. Im Gegensatz zu den anderen Kindern, die den ganzen Tag betrübt umherschlichen oder grundlos Streit suchten, schien Michel das Waisenhausdasein nicht zu missfallen. Er war kurz nach seiner Geburt verlassen worden und hatte seine Eltern nie gekannt, vielleicht fand er sich deshalb so leicht damit ab, dass seine Welt an den Grenzen jenes kalten, öden Ortes endete. Seine Familie, das waren die anderen Kinder und die Nonnen des Heims. Selbst im Direktor sah er eine Art nörgelnden Großvater.

Obwohl er nicht gerade der Kräftigste war, genoss Michel unter seinen Heimgefährten erstaunlichen Respekt. Er blieb nicht nur von den Ohrfeigen und Hieben verschont, die die verfeindeten Banden sich täglich verabreichten, häufig zog ihn bei Rangeleien die eine oder andere Seite sogar als Vermittler heran. Bevor Monsieur Lafitte ein Streit zu Ohren kam, suchten die gegnerischen Parteien meist Michel auf, damit er für Frieden sorgte.

Mit gesundem Menschenverstand und kleinen Scherzen konnte er die Widersacher fast jedes Mal dazu bringen, einander die Hand zu reichen, so dass die Sache nicht weiter ausuferte.

Viele fragten sich, woher Michel die Lebensfreude nahm, die er rings um sich verbreitete. Schließlich hatten die Heimkinder keine eigenen Spielsachen, keine Verwandten, die sie besuchten,

nicht einmal schöne Kleidung für den Sonntags-
spaziergang. Ihre Tage verliefen eintönig, zwischen
dem Speisesaal, wo es nach altem Fett, gebratenen
Zwiebeln und Knoblauch roch, und dem zur Schule
umfunktionierten Kasernengebäude, in dem die
Lehrerin, auch sie eine Ordensschwester, die Kin-
der Tag für Tag mit endlosen Diktaten quälte.

»Später werdet ihr mal eine ordentliche Recht-
schreibung brauchen«, mahnte sie, »und sei es nur,
um euch bei der Müllabfuhr zu bewerben.«

Dabei war das noch eines der besten Schicksale,
das die »Freigelassenen« – so nannte man die Kin-
der, die mit vierzehn das Waisenhaus verließen –
erwartete. Die meisten von ihnen wurden dann ir-
gendwo als Lehrling eingestellt und bekamen
nichts weiter als eine warme Mahlzeit pro Tag und
ein Dach über dem Kopf sowie ein kleines monat-
liches Taschengeld, das kaum für einen Kinobesuch
reichte.

Vielleicht waren diese Aussicht und das Einge-
pferchtsein in Schlafsälen, in denen ein Dutzend
Betten eng beieinander standen, die Gründe dafür,
dass die Mädchen und Jungen des Waisenhauses so
träge und missmutig waren.

Michel war anders, und nur er wusste, warum.
Er besaß etwas, was den übrigen Kindern fehlte. Ei-
nen richtigen Schatz. Er war verliebt in ein Mäd-
chen aus dem Heim. Dieses Mädchen ahnte aller-
dings nichts davon. Es hieß Eri, was auf Japanisch

»Mondlicht« bedeutet. Eri war, so vermutete man, die Tochter eines französischen Matrosen, der sie im Land der aufgehenden Sonne gezeugt hatte und sich, als ihre Mutter starb, nicht um sie hatte kümmern können.

Michel und Eri waren unzertrennlich. Seit sie ihre ersten Schritte getan hatten, sah man sie stets zusammen, was ihnen schon einige lästige Hänseleien eingebracht hatte. Mit den Jahren aber hatten sich die anderen Kinder so sehr an das Paar gewöhnt, dass sie sich eher wunderten, wenn die beiden mal nicht zusammen waren.

Normalerweise sah man sie plaudernd durch den kahlen Garten laufen, gemeinsam in der feuchten Bibliothek ein Buch lesen oder im Speisesaal einander gegenüber sitzen.

Jeden Abend, bevor eine Glocke die Kinder zum Schlafengehen rief, trafen sie sich auf dem Dach der ehemaligen Kaserne, um nach Planeten und Sternbildern Ausschau zu halten.

Danach verabschiedeten sie sich mit einem Lächeln.

Doch die kälteste Nacht jenes Winters sollte anders sein als alle übrigen Nächte; denn nachdem Eri in ihrem Mädchenschlafsaal zu Bett gegangen war, schlief sie ein, um nicht mehr aufzuwachen.